

Stefan Klein

Der Sinn des Gebens- Warum Selbstlosigkeit in der Evolution siegt und wir mit Egoismus nicht weiterkommen

S.Fischer-Verlag, Frankfurt am Main, 2010 (2. Aufl.), 282/335 Seiten

Im vorzustellenden Buch gelingt dem Wissenschaftsjournalisten Stefan Klein (wie bereits im Buch „die Glücksformel“) eine allgemeinverständliche Darstellung aktueller sozial- und naturwissenschaftlicher Erkenntnisse. Er zeigt, dass menschliches Verhalten mit Egoismus nicht vollständig beschrieben wird. Dazu stellt er spieltheoretische Kooperations-Experimente vor. So soll z.B. im Ultimospiel Spieler A ein „vom Himmel gefallenes“ Geschenk mit Spieler B teilen. Dieser kann die Gabe ablehnen, wenn sie zu klein ausfällt. Dann bekommt keiner etwas. Ein „Homo Oeconomicus“ würde auch kleine Beträge geben und akzeptieren. Dieses Verhalten wurde bei Affen beobachtet, die dieses Spiel spielten. Dagegen lehnen Menschen als Spieler B „mickrige“ Gaben oft ab. Daraufhin geben Menschen als Spieler A freiwillig mehr ab – im Durchschnitt fast die Hälfte. Erfolgt Kooperation hier primär aus Furcht vor sozialer Bestrafung? Jedenfalls spielen Menschen das Ultimospiel lieber in Gruppen, in denen Spieler B strafen kann, als in Gruppen, wo Bestrafung nicht möglich ist. Diese Vorliebe für das Bestrafen spielt offenbar auch bei anderen (wiederholbaren) Spielen eine Rolle: wird Kooperation (konkret: Einzahlen in eine gemeinsame Kasse) durch Mehrung der verfügbaren Gesamtsumme belohnt, können faire Spieler einen „Tugendkreislauf des Vertrauens“ erreichen. Dafür müssen sie allerdings „Trittbrettfahrer“ bestrafen können, die nichts einzahlen und dennoch von der Mehrung der Gesamtsumme profitieren wollen. In anderen Spiel-Experimenten bewährt sich diesbezüglich die Strategie, erst zu kooperieren, dann aber Nichtkooperierern mit Nichtkooperation und nur Kooperierern mit Kooperation zu begegnen („tit for tat“).

Klein erklärt kooperatives Verhalten evolutionsbiologisch. Wer gut für seine Kinder und engen Verwandten sorgt und z.B. auf dem Feld der „Brutpflege“ kooperiert, hat bessere Überlebenschancen – insbesondere in Notlagen. Hier droht Egoisten das Aussterben. So konnte sich der Altruismus im Lauf der Evolution allmählich verbreiten. Daher gleicht menschliches Verhalten zuweilen dem barmherziger Samariter. Ohne Katastrophen hätte es Altruismus aber wohl schwerer. Dann würde Trittbrettfahrerei dominieren, d.h. das Streben, ohne eigene Anstrengung von Gruppensolidarität zu profitieren.

Der Mensch steckt jedoch in einem Geflecht von Kooperation und Wettbewerb - wie Fußballer, deren Team im Wettbewerb mit anderen Teams steht, wobei innerhalb des Teams Kooperation zählt, zugleich jedoch ein Wettbewerb um die Stammplätze besteht. Stehen Gemeinschaften im Wettbewerb um Mitglieder, begünstigt dies wiederum altruistische Normen. Eine Kehrseite des gruppeninternen Altruismus kann allerdings verstärkte Aggression nach außen

sein (gemeinsame Gegner „schweißen“ zusammen).

Altruismus scheint somit vor allem in sozialer Balance stabil. Klein findet hier den Begriff bedingter Altruist („kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“, „wer gibt, dem wird gegeben“). Die Wahrung einer sozialen Balance erfordert Einfühlung in andere Menschen. Die damit verbundenen komplexen Anforderungen haben maßgeblich zum Wachstum des menschlichen Großhirns beigetragen, das überwiegend dem Entschlüsseln des Verhaltens anderer dient. Wer sich in andere einfühlen kann, kann deren Verhalten besser interpretieren. Altruismus kann glücklich machen. Während z.B. Geiz der Furcht entstammt, beinhaltet Freigiebigkeit auch Sorglosigkeit, insofern weniger Stress und mehr Gesundheit. Glück erreicht insbesondere der, der gibt, und nicht der, dem gegeben wird („Geben ist seliger denn nehmen“). Wettbewerb hingegen ist emotional anstrengend. In Wettbewerbsgesellschaften ist das Misstrauen groß. Trotz kurzfristiger Chancen ist Wettbewerb langfristig daher der Kooperation nicht überlegen. Klein liefert Beispiele: Wie die Finanzkrise zeigt, ist der Markt auf Vertrauen angewiesen, welches er selbst nicht erzeugen kann. Das freie Programmierprinzip „open source“ ist dem herkömmlichen Programmieren hinter verschlossenen Türen so überlegen, dass sogar Firmen, die grundsätzlich mit eigen entwickelter Software Geld verdienen, in Teilen umschwenkten. Ohne freie Software wäre auch das Internet in der heutigen Form undenkbar. Oft erringen hier altruistisch agierende Kooperationspartner gemeinsame Vorteile, z.B. in der Wikipedia-Initiative.

Solche Erkenntnisse helfen auch, andere Forschungsergebnisse zu verstehen, z.B. die Erkenntnis, dass Ungleichheit ein zentrales gesellschaftliches Problem darstellt. In Bezug auf Gesundheit und Lebensqualität ist die Situation meist umso schlechter, je ungleicher die Einkommensverteilung. Bisher liegen hierfür plausible sozialpsychologische und medizinische Erklärungen vor. Klein erklärt gewissermaßen die darunter liegende Evolutionsbiologie. Bestätigung findet die positive Würdigung von Kooperation und Empathie übrigens auch in der Verhaltensbiologie. Dies wird übersichtlich und gut lesbar dargestellt in einem Buch von Frans de Waal mit dem Titel „Das Prinzip Empathie“ (erschienen 2009 bzw. auf Deutsch 2011 im Carl Hanser Verlag, München).

Auch wenn Klein die zusammengestellten Ergebnisse vorsichtig kommentiert, gibt das Buch doch Anlass, herrschende gesellschaftspolitische Leitbilder zu überdenken. Eine kooperative Gesellschaft ist offenbar zugleich eine gesündere und glücklichere Gesellschaft. Was viele Menschen intuitiv begreifen, ist dank der von Klein verständlich aufbereiteten Forschungsarbeiten „handfest“ belegt. Erfreulich ist der optimistische Ausblick. Klein findet Belege, dass in einer global immer stärker vernetzten Welt die Neigung zu grenzüberschreitendem Altruismus zunimmt. Die neuen sozialen Netzwerke bieten hier neue Handlungsmöglichkeiten und –formen. Fazit: Ein empfehlenswertes Buch, das hoffentlich zu einer menschlichen Sichtweise in Wirtschaft und Gesellschaft beitragen kann.